Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3395.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 266. **Mittwoch** den 28. Mai 1902. **96. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Die Stimmung der Boerenvertreter in Holland.

Der Berichterstatter eines Berliner Blattes meldet aus dem Haag:

„Während man in England, wohl mit Rücksicht auf die bevorstehende Krönungsfeier, zur sanguinistischen Auslegung der letzten Nachrichten aus Pretoria geneigt ist, bleibt man in holländischen Boerenkreisen nach wie vor der Meinung, daß die Boerenführer sich noch keinesfalls, wie man in England meint, zur Preisgabe der Unabhängigkeit entschlossen haben. Der längere Aufenthalt der Delegirten in Pretoria wäre somit nur daraus zu erklären, daß sie die Absicht haben, dort zu sondiren, welche Concessionen England gegenwärtig zu machen bereit wäre. Auch meint man hier, daß es zunächst nicht zum Friedensschluß kommen kann. Daß die im Felde stehenden Boeren augenblicklich keinen Frieden ohne Unabhängigkeit für möglich halten, war übrigens zu ersehen aus Briefen aus Westtransvaal, welche Anfangs April nach den Gefechten von Tweebosch und Reoiwal geschrieben waren. Einer der dortigen Commandanten fragt darin, wozu Friedensverhandlungen dienen sollten, so lange die Engländer noch ihrerseits „Bedingungen" stellten. Er sagt weiter, daß Alles schon fertig sei zur Fortsetzung des Winterfeldzuges. Die Pferde, welche während des Sommers benutzt waren, seien weggeschickt und durch frische ersetzt. Weiter habe er an unzugänglichen Orten große Mengen Proviant aufgespeichert, welche für den Winter völlig ausreichen. Das Nämliche gilt von den anderen Commandos. Aus diesen und anderen günstigen Meldungen, welche hier eingetroffen sind, schließt man, daß die freudigen Töne der Friedensfanfaren in England noch keine Berechtigung haben. Jedenfalls befürchtet man keineswegs einen übereilten Beschluß betreffs Preisgabe der theuer erkämpften Unabhängigkeit. Andererseits betrachtet man hier mit Besorgniß die Bereitstellung und Neuausrüstung englischer Colonnen, weil diese vielleicht in verrätherischer Absicht benutzt werden könnten, um nach Ablehnung der Bedingungen gegen die von der Conferenz zurückkehrenden Boerenführer einen Coup zu unternehmen."

* **London**, 28. Mai. (Telegramm.) Nach einer Depesche der „Times" aus Pretoria hat sich gestern bei Balmoral die gesammte Mannschaft von Hindon's Commando, 81 an Zahl, ergeben.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 28. Mai.

Die erste Lesung der **neuen Polenvorlage** im preußischen Abgeordnetenhause ist überraschend schnell erledigt worden; ein einziger Sitzungstag genügte. Das dürfte hauptsächlich auf die eingehende Rede zurückzuführen sein, mit der der Ministerpräsident Graf Bülow die Vorlage begründete und in der er manchen Einwurf, der sonst wohl aus der Mitte des Hauses laut geworden wäre, von vornherein abschnitt. Besonderen Eindruck schien seine Erklärung zu machen, daß die Regierung deshalb eine so große Summe fordere, um dadurch ihren festen Willen zu bekunden, nicht zu ruhen, bevor sie ihr Ziel erreicht habe. Allerdings werden auch trotz dieser Erklärung die Gegner der sofortigen Bewilligung der ganzen Summe sagen können, die Regierung vermöge ihre Consequenz auch ohne diese Bewilligung dadurch zu zeigen, daß sie Jahr für Jahr die ihr nöthig erscheinenden Mittel fordere. Aber nachdem man so oft über Mangel an Regierungsconsequenz geklagt, wird sich die Mehrheit des Hauses doch vielleicht für die Bewilligung der ganzen Summe erwärmen, durch deren Forderung die Regierung sich selbst festnagelt. Glücklich war auch die Versicherung des Grafen Bülow, daß er die Ansiedelungscommission von bureaukratischer Engherzigkeit und Schwerfälligkeit fern halten und außerdem so bald als möglich mit weiteren Vorlagen zur Stärkung des Deutschthums hervortreten werde, nachdem der Finanzminister sich bereit erklärt habe, in dem nächstjährigen Etat die Mittel zur Gewährung von Zulagen an die Beamten und die Lehrer der Ostmark einzustellen. Auf die Gegner der Vorlage machten diese Versicherungen nachhaltiger Consequenz sichtlich tiefen Eindruck, denn ihre Ausführungen waren auffallend „zahm"; selbst der Centrumsredner sprach für Verweisung der Vorlage an eine Commission. Diese wird nun allerdings schwerlich die unveränderte Annahme des Entwurfes beantragen, nach dem Eindruck der gestrigen Debatte aber darf man doch schließen, daß die Vorlage ohne tiefgreifende und abschwächende Veränderungen an das Plenum zurückkehren werde, selbst wenn Herr Eugen Richter in die Commission gewählt werden sollte. Denn in dieser verfangen die Mätzchen nichts, die im Plenum immer einigen Eindruck machen. — Gerade rechtzeitig, um der preußischen Regierung sowohl, wie den nationalen Parteien zu zeigen, von welcher Seite die großpolnische Agitation am meisten und erfolgreichsten geschürt wird, trifft übrigens folgender Bericht aus Posen über die vorgestern dort abgehaltene Papstfeier ein:

Die heutige polnische Papstfeier war, wie Erzbischof Stablewski treffend sagte, nicht nur eine Manifestation der Gefühle der preußischen Polen, sondern auch eine Demonstration, eine, das muß zugegeben werden, wirkungsvolle Heerschau. Ueber 3000 Personen waren anwesend, die beiden Domcapitel mit den Weihbischöfen, polnische Parlamentarier, der Adel und die Intelligenz, Polen aus Galizien und dem Weichselgebiet. Fürst Ferdinand Radziwill als Vorsitzender brachte ein Hoch auf den Papst aus. Vorgetragen wurde die Cantate, die der Papst zur Jahrhundertwende verfaßt hat, unter Leitung des Componisten, Prepst Dr. Surzynski. Die Redner feierten den Papst als Kirchenfürsten, als socialen Reformer, als Politiker — immer aber als Freund der Polen. Prälat Jaskólski meinte, wie dereinst die polnischen Ritter mit dem Rosenkranz auszogen, um das Christenthum zu vertheidigen, müßten heute die Polen mit dem Rosenkranz an die Arbeit gehen, denn die Waffen seien ihnen entwunden. Rechtsanwalt Wolinski begann seine Rede, als Erzbischof v. Stablewski, mit fast frenetischem Beifall empfangen, den Saal betrat. Der Redner schilderte die Zuneigung der Päpste zu den Polen, die immer gleich groß geblieben sei. Gegen die Theilung Polens habe nur der Papst protestirt. Leo XIII. betrachte die Polen trotz der politischen Grenzen als eine einzige untrennbare Nation, wie das sein Rundschreiben „an die polnischen Bischöfe", seine Rede an die polnische Deputation, seine Ehrung Lednchowskis bewiesen. Noch heute wird für das regnum Poloniae gebetet. Die Polen müßten also am Papstthum festhalten, da nur von dort ihnen die Hoffnung winke, daß sich ihre Lage ändern könne. An der Religion und Sprache ihrer Vorfahren würden die Polen unverbrüchlich festhalten bis ans Ende aller Tage. Nach Reden des Grafen Mielzynski-Kobnik und eines hiesigen polnischen Arbeiters verlas Domherr v. Szodecki eine „Ermunterung" des Erzbischofs, ein diplomatisch stilisirtes Schriftstück, darauf berechnet, in möglichst unverfänglicher Form doch den Polen zu sagen, daß ihr Primas mit ihnen fühle. Der Erzbischof bete lediglich zu Gott, er möge Kraft geben, das schwere Kreuz, das er trage, noch länger zu tragen zum Wohl und Heil seiner Diöcesanen. Niemand könne wissen, wann die Leiden aufhören würden. Der Erzbischof selber führte diesen Gedanken weiter aus. Wenn er gesünder wäre, würde er sich lebhafter am öffentlichen Leben betheiligen. Die heutige Versammlung solle nicht nur eine Demonstration, sondern auch eine Bekundung der Gefühle der Anwesenden sein. Sie sollten sich lieben, wie seinem oberhirtlichen Herzen — ohne Unterschied der Nation — alle Diöcesanen gleich lieb und theuer seien. — Es mag hervorgehoben werden, daß deutsche Katholiken, entsprechend dem rein polnischen Charakter der Veranstaltung nicht bemerkbar wurden, auch kaum der Versammlung beiwohnten. — Die preußischen Polen wollen eine Pilgerfahrt veranstalten, um dem Papst die Gefühle ihrer Anhänglichkeit zu Füßen zu legen. — Der Festzug nach dem Zoologischen Garten, wo die Versammlung stattfand, erhielt durch die Betheiligung der polnischen Innungen und Vereine mit ihren Fahnen einen besonders festlichen Anstrich. Auch die Schützengilde, deren etwas größere Hälfte aus Polen besteht, nahm an dem Festzuge officiell Theil.

Es ist bedauerlich, daß dieser Bericht nicht gestern schon im Abgeordnetenhause bekannt war. Sonst würde wohl von freiconservativer oder nationalliberaler Seite die Anfrage an den Grafen Bülow gerichtet worden sein, ob er glaube, daß eine erfolgreiche preußische Polenpolitik sich vertrage mit Zaghaftigkeit gegen den Ultramontanismus, und ob er in seinem ganzen Arsenal nicht eine Waffe ausfindig machen könne, deren Verwendung der römischen Curie und ihren Trabanten in Deutschland die Lust an der Aufstachelung der Polen verderben könnte.

Wir haben gestern auf einen sehr scharfen Artikel hingewiesen, den das Organ der katholischen niederrheinischen Bauernvereine, die „Rheinische Volksstimme", gegen das Centrum geschickt hat, weil der Reichstagsabgeordnete Dr. Spahn in einer Versammlung zu Bonn für ein Compromiß mit der Regierung in der Frage der Viehzölle eingetreten war. Dieser Angriff wird noch verstärkt in einer Zuschrift, die das Blatt von einem rheinischen Landwirthe erhält. Diese Zuschrift beklagt es bitter, daß die in der Versammlung anwesenden Mitglieder des Bauernvereins sich nicht gegen Spahn gewendet und erklärt hätten: „Werden die berechtigten Forderungen des rheinischen Bauernvereins nicht bewilligt, so verzichten wir auf Handelsverträge". Wenn die Bauern in der gegenwärtigen entscheidungsvollen Zeit sich passiv verhalten wollten, so müsse man entweder sagen, ihre Klagen seien eitel Humbug, oder aber, die Bauern seien werth, schon morgen von ihrer Scholle weggejagt zu werden. Dieser Schlußausführung stimmt die „Rhein. Volksstimme" durchaus zu, indem sie schreibt: „Dazu (nämlich zu einem Tarif im Sinne des Blattes) gehört allerdings, daß die Bauern sich rühren und mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge halten. Wer nicht schreit, wird nicht gehört." Sollte diese Parole von der katholischen rheinischen Bauernschaft aufgenommen werden, so würde das Centrum sehr bald Ohrenschmerzen bekommen, denn dann würden wohl auch die katholischen Kaufleute und Fabrikanten in Krefeld, Gladbach und Köln zu schreien anfangen und nicht minder die katholischen Arbeiter in Düsseldorf und Königshütte. Dieses Schreien aber würde vor aller Welt documentiren, auf wie unsolider Basis eine Partei steht, die nur durch den Cement der gemeinsamen Confession in ihren Bestandtheilen zusammengehalten wird.

Der Umstand, daß in den Sitzungen einzelner Subcomités der **ungarischen Delegation** einzelne Mitglieder mit dem gemeinsamen Minister des Aeußern Goluchowski behufs leichterer und rascherer Verständigung — sonst kommt ein Dolmetsch in Verwendung — deutsch sprechen, hat in diesem Jahre den Zorn der waschechten „äußerstlinken" Magyaren erweckt, nachdem sie es 35 Jahre lang mit Lammesgeduld ertragen haben. Und damit diese „nationale Demüthigung" ein Ende finde, versuchten die Herren, in die Sitzungen dieser Subcomités als „stille" Zuhörer einzudringen. Nachdem sie zuerst durch den Vorsitzenden des Heeresausschusses, Grafen Julius Szapary, an ihrem Vorhaben gehindert worden (bisher waren die Sitzungen dieser Unterausschüsse nicht öffentlich), beschloß unter offener Mithilfe der Regierung das Plenum der Delegation die Oeffentlichkeit, mit Ausnahme der ausdrücklich als geheim erklärten Sitzungen. So kann denn die äußerstlinke Controle, ob man mit Herrn Goluchowski nur mittels Dolmetsch oder auch unvermittelt deutsch rede, beruhigt weiter geübt werden. Im Abgeordnetenhause aber wird stürmisch verlangt, Herr Goluchowski solle Magyarisch lernen. Wenn das den Ausgleich retten sollte, wird er als gewiegter Staatsmann und transactionsfähiger Oesterreicher gewiß nicht zögern, seine Sprachkenntnisse in der verlangten Richtung schleunigst zu erweitern.

Die Liga der **Patrie Française** ist um einen ihrer Präsidenten ärmer, den Ehrenpräsidenten François Coppée, der sich zurückzieht, weil sein lieber Freund Jules Lemaître, der Präsident der Liga, ihm den guten Rath ertheilen mußte, einer Versammlung der nationalistischen Abgeordneten nicht beizuwohnen, weil diese an dem strengen Katholicismus, den Coppée überall zur Schau trage, Anstoß nehmen würde. Wie begreiflich, fühlte Coppée sich dadurch verletzt und erklärte seinen Rücktritt in einem offenen Schreiben an Lemaître, der die Demissionserklärung mit Phrasen des Bedauerns und mit dem Hinweis darauf, daß die Nationalisten jetzt praktische Politik zu treiben hätten und sich daher nicht dem Vorwurf einer allzu clerikalen Gesinnung aussetzen dürften, angenommen hat. Dieses Benehmen des thatsächlichen Präsidenten der Liga gegenüber dem Ehrenpräsidenten wird, wie man der „Münch. Allgem. Ztg." aus Paris schreibt, auch von den Gegnern Coppée's scharf gerügt und dieser wird, wenn er die ihm sonst durchaus nicht holden republikanischen Blätter liest, darin die Versicherung finden, daß er sich um die Gründung der Patrie Française und um das Aufblühen der Reaction Verdienste erworben habe, die man mit schnödem Undank lohne. Jules Lemaître ergeht es bei dieser Gelegenheit weniger gut; Niemand wagt, ihn in Schutz zu nehmen, und des Hohnes über seine Charakterlosigkeit, seine Heuchelei und Feigheit ist kein Ende. Er wird von

Feuilleton.

3]

Gesellschaftssünden.

Von Irmgard Sorrau.

Alle Rechte vorbehalten.

Noch am selben Tage ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt, „Charlotte Attenburg ist abgereist, pfui, wie gemein, den ganzen Winter lang mit dem armen Doctor zu spielen und dann, wenn's Ernst werden soll, schnell abzureisen! Lächerlich, dieser Grund, konnte nicht die Schwester ebenso gut reisen? So sind sie aber Alle, die von der hochmüthigen Sippe!" Und durch die ganze Stadt ging der Zug sittlicher Entrüstung — Charlotte Attenburg war verfehmt. — Alles, was man Ungünstiges bemerkt hatte, wurde ans Tageslicht gezogen und dem bedauernswerthen Doctor — als Trostropfen — rathenweis gegeben. Er wehrte sich dagegen, er wollte an die glauben, die ihm rein und edel erschienen war, aber das Gift der Verleumdung blieb zuletzt nicht wirkungslos. Er ließ sich versetzen, vorher aber schrieb er doch noch an das junge Mädchen, daß er sie noch einmal in Schweytzstedt zu sehen hoffe.

Als es wieder Frühling wurde, kehrte Lotte ins Elternhaus zurück. Zur ersten Gesellschaft der Concordia ging sie mit ihren Eltern. Welcher Unterschied! Keiner der Herren wagte zunächst sich mit ihr zu unterhalten, geschweige denn mit ihr zu tanzen, man ließ sie einfach sitzen, die Damen dankten sehr von oben herab, machten spöttische oder unzarte Bemerkungen und ließen deutlich ihre Nichtachtung fühlen, einige, aber wenige alte Damen waren unverändert freundlich zu ihr. Die Doctorin sprach sie, oh Wunder, auch einmal an; am Schluß ihrer Rede sagte sie so nebenbei: „Wissen Sie denn auch das Neueste, liebste Baroneß?"

„Nein, Frau Doctor, ich bedaure sehr."

„Oh, dann kann ich's Ihnen ja sagen, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Unser reizender, allbeliebter Doctor Senten, Sie kennen ihn ja auch ganz gut, soll sich lebhaft für ein junges, reiches Mädchen aus Nstadt interessiren, die Sache soll aussichtsvoll sein! Reizend, nicht? Sie freuen sich gewiß auch sehr darüber!" Sie wartete gar keine Antwort ab, nickte nur dem jungen Mädchen liebevoll zu. „Aber reinen Mund halten, Baroneß, bitte, bitte!" Damit wandte sie sich um und ging zu ihren diesmaligen Bekannten: „Der Kleinen habe ich es aber ordentlich gegeben, es ist ihr doch nahe gegangen, sie ist ganz blaß geworden."

„Wenn's nun heraus kommt?"

„Pah! Durch wen? „Sie" schweigt. Ich habe auch nur gesagt, er „soll" sich interessiren."

Manche fanden die Art doch nicht richtig, aber es wagte Niemand zu opponiren. Die Doctorin war gefürchtet. Sie konnte schaden — wem sie wollte. — Diesem Kreise gegenüber stand jetzt ein einzelnes Mädchen, ein junges Ding von kaum achtzehn Jahren. Fröhlich, mit einem freien Gewissen und einer tiefen Wiedersehensfreude in sich war sie hierher an den bekannten Ort gekommen, und nun war sie wehrlos und unerwartet all den versteckten Giftpfeilen preisgegeben, die gegen sie anflogen. Sie war vor Kurzem erst aus einem Leben zurückgekommen, das ihr Alles geboten hatte, was eine feinfühlige, ideal veranlagte Natur nur wünschen konnte: edle, zartsinnige Verwandte, eine Atmosphäre von Schönheit, Glanz und Reichthum, Umgang mit geistreichen Leuten, ein Kreis warmer Freunde, Herren, die sie verwöhnten und verehrten, geistige und gesellige Anregung. Zum ersten Mal hatte sie einen Blick in das interessante, glänzende Leben gethan, das außerhalb ihres einfachen Elternhauses lag. Sie hatte den Werth dieses Lebens voll geschätzt und doch hatte sie sich zurückgesehnt, weil ihr darin der Eine fehlte, den sie liebte. —

„Fliegt denn ihr Pfeile, fliegt und verwundet, ich fühle, ich bin zu schwach, um Euch zurückzugeben, und wenn ich's könnte, ich würde es doch nicht thun mögen. Arme kleine Menschen, Ihr thut mir leid. Ein trauriges Leben, das Ihr führt oder — führen müßt, ein Leben, zusammengesetzt aus Klatsch und Mißgunst, aus Vorurtheilen, ohne zu kennen oder nur kennen zu wollen, an das Schlechte im Menschen appellirend, anstatt an das Edle und Gute. Arme Menschen, noch ärmer als ich!"

„Minnie, die Baroneß Charlotte thut mir leid, sie hat so traurige Augen. Was meinst Du, soll ich zu ihr hin gehen?"

„Willst Du Dich emancipiren, Lore", frug die ältere Schwester.

„Ja, ich will es."

„Ich für meine Person habe nichts dagegen einzuwenden, ich würde Dir nach einer kleinen Weile sogar nachkommen, nur nicht gleich, denn alles Auffallende muß man vermeiden. Bedenke aber vorher etwas, Lore. Man wird über Dich reden!"

„Oh, das bin ich gewöhnt, einmal mehr oder weniger, was kann das mir noch schaden. Die Zeit ist vorbei, wo es mir weh that!"

Das alte Mädchen ging zu dem jungen hin und die Beiden unterhielten sich eine ganze Weile zusammen. Sie sprachen von allem Möglichen, — nur nicht von den Schweytzstedtern.

Attenburg's waren entrüstet, die gesammte Familie stand auf. Da hatte man es nun, das war die Folge von Charlotten's thörichter Liebe, darum hatte sie so verzweifelt gegen sie gekämpft, darum war die Familie zusammengetrommelt worden, nur damit solch ein Feuerkopf seinen Willen durchsetzte, und nun ließ man eine Baroneß Attenburg, den Stolz ihrer Familie, einfach sitzen. Das junge Mädchen sah zunächst böse Tage, dann wurde man rücksichtsvoll gegen sie, sie litt selbst so sehr unter den Verhältnissen, wurde krank und elend, und sie war ja noch so jung.

„Kind, nun wollen wir das thun, was noch zu thun ist in der Sache! Du darfst auf keinen Fall sofort vom Schauplatz in Schweytzstedt verschwinden, es sähe so aus, — hm, — es sähe so aus, als grämtest Du Dich über Doctor Senten. Ein paar Mal mußt Du unbedingt noch hingehen. Wir verabreden gemeinsames Dortsein mit Ukenkühls und womöglich mit Fermann's, einige bekannte junge Herren schicken wir mit denen hin, so daß Du mit dem Tanzen gesichert bist. Sidonie geht nicht mit, sie ist als Grüneberg's Braut hinreichend entschuldigt." Dies Alles schlug der Hofmarschall seiner Nichte vor.

Trotz und Stolz erwachten in Charlotte. „Ich gebe Dir vollständig recht, lieber Onkel. Ich bin zu Allem bereit, was Du mir räthst."

„Gut, mein Kind, ich kenne Dich ja! Bist ja doch ein echtes Reis von unserm Stamm. Und wenn Du weiser so vernünftig bleibst, ist bald Alles wieder gut."

„Bald ist Alles wieder gut", wiederholte sie seine letzten Worte. „Und wenn nicht?"

„Liebe Charlotte, es ist Deine Jugendliebe! Fast jede Jugendliebe muß sterben, sieh Dich in der Welt um, wie selten ist es, daß eine ihre Erfüllung findet. Und doch leben alle diese anderen Menschen ruhig weiter und sind am Ende noch ganz zufrieden und glücklich. So wird es Dir auch gehen, Du bist jung, viele andere, neue Eindrücke werden kommen. Du wirst vergessen."

„Wenn ich aber nicht vergessen kann, Onkel?"

„Man kann, was man will, und Du mußt wollen. Wolle nur, was Du sollst, so kannst Du, was Du willst!" Willst Du es besser wissen, meine Kleine, als die berühmten Leute! Deine Liebe muß aufhören zu leben!"

Der alte Mann, der auf der Höhe des Lebens stand und der nun seinen Weg langsam abwärts ging und das junge Mädchen, das eben erst als selbstständiges Glied in das Leben getreten war, standen innig umschlungen und blickten schweigend hinaus in die lachende, blühende Frühlingspracht. Plötzlich sank das blonde Köpfchen an des Alten Brust: „Onkel, warum stirbt sich's so sehr schwer, wenn man noch jung ist?"

Charlotte ging drei Mal nach Schweytzstedt, lachte, scherzte, ließ sich den Hof machen von jedem, der dazu Lust hatte, warum auch nicht, sie war doch viel zu stolz, um die Rolle der trauernden Verlassenen zu spielen. Die bösen Zungen klatschten im Verborgenen weiter: „Seht, wie kokett sie ist, jedes Mal hat sie einen anderen Verehrer. Den Doctor scheint sie gar nicht geliebt zu haben, und es war doch solch ein angenehmer, reizender Mann!"

Aeußerlich wurde jedoch die Haltung gewahrt, die Baroneße hatte wieder Freunde da, die sich ihrer angenommen haben würden.

„Kommen Sie bestimmt zum nächsten Concordia-Abend? fragte die Frau Bürgermeisterin.

„Jawohl, gewiß, gnädige Frau."

„Also wirklich, das ist recht von Ihnen, meine liebe Baroneß"; die gute, freundliche Frau nickte ihr ermunternd zu.

Auf dem Nachhausewege konnte Charlotte diese Worte gar nicht vergessen, die die dringende Frage enthielten: „Kommen Sie bestimmt?" Sie wußte, daß Doctor Senten viel bei Bürgermeisters verkehrte, denn er war mit ihnen befreundet gewesen. Sollte er doch etwa nach Schweytzstedt kommen? Eine innere Ahnung antwortete ihr mit „Ja". Soll ich gehen, soll ich hingehen? quälte sie sich. Ja, — nein, — ja. Der Tag kam heran, und ihr Trotz siegte. „Er hat mich so lange vergessen, er interessirt sich für eine Andere, er hat mich erst in diese entsetzliche Lage gebracht. Nein, ich gehe nicht hin, ich bleibe fort, verreise oder bin krank!" —

Und er war dagewesen — blaß, überarbeitet und — unverlobt, — sie erfuhr es zu spät durch eine ihrer Freundinnen. Sie hätte diesen Tag aus ihrem Leben streichen mögen, vergeblicher Wunsch, er blieb, ebenso wie die wahnsinnige Angst: nun ist Alles aus, und Du trägst auch mit die Schuld daran durch Deinen Trotz und durch Deinen Stolz. —

SLUB
Wir führen Wissen.